

LEITARTIKEL: HERBERT BÜTTIKER ÜBER DIE TRAGISCHEN EREIGNISSE DIESER WOCHE

Die menschliche Gesellschaft bleibt eine Utopie

In was für einer Welt leben wir? Wie kommt es, dass junge Menschen mitten in unserer Gesellschaft solches Unheil anrichten? Es hätte die Ereignisse dieser Woche nicht gebraucht, um darüber nachzudenken. Im Gegenteil: Der Tod Lucies und das Massaker von Winnenden machen es dem Denken schwer. Man öffnet entsetzt die Augen.

Was sich zeigt, ist ein Déjà-vu. Gleich neben dem Bericht über den Todesschützen im Schulhaus steht die Chronologie ähnlicher Ereignisse. So gross die Konsternation ist, so gewiss ist auch, was folgt: Winnenden wird Teil dieser Chronologie; Betroffenheit, Empörung und selbst die markigen Forderungen nach konkreten Massnahmen haben ihr Verfallsdatum. Es geht um Ereignisse, die nichts ändern. Der hektische und dabei doch träge Lebensbetrieb geht weiter, eingebettet in die dicke Säule aus Werten

und Lebensformen, die sich die Konsumgesellschaft diktieren lässt.

Aufschrei und Trägheit – das Muster, das im Reizklima der Medien üppig gedeiht – gehören mit zu dem, was nüchtern zu konstatieren ist: das kollektive Versagen einer Gesellschaft, die Ungeheuer gebiert. Warum musste Lucie sterben? Die Erklärung des Mörders in ihrer Trivialität zieht einem den Boden weg.

Warum musste Lucie sterben? Die Antwort verliert sich in einem Meer aus Defekten und Unzulänglichkeiten, die von Instanzen hoher Verantwortlichkeit bis zur stumpfen Gleichgültigkeit irgendwelcher kleiner Leute reicht. Versagt haben ja wohl doch Psychiatrie und Gerichtsmedizin, die das Restrisiko nicht ausschliessen können, aber einen gefährlichen Klienten relativ unkontrolliert dem Experiment Freiheit aussetzten. Versagt hat aber auch ein Taxichauffeur, der «nur seinen Job» gemacht hat und nicht reagierte, obwohl er vieles mitbekam. Versagt hat ein Kantonsgericht, das die Fahndung aus «Missverständnis» behinderte, und versagt hat eine Mutter, die mit ihrer Tochter – nach überstandener Todesangst – zur Tagesordnung übergang, statt die Polizei zu informieren.

Das alles betrifft ja ohnehin nur die überschaubare Fallgeschichte. Ganz

Rezepte für den sicheren Weg in die geordnete Welt der Erwachsenen gibt es zwar: die Empfehlung der Familie als sicheres Lebensfundament etwa. Nur, geprügelt wird auch in der Familie; auch daran wurde man diese Woche in Winterthur erinnert. Alle Arten von Gewalt nisten auch in den traulichen Zellen der Gesellschaft. Dazu gehören die Schulen, wo – auch da gibt unappetitliche Winterthurer Aktualität das Stichwort – Gewalt ja auch zum Alltagsbetrieb gehört.

Am Ende einer Woche wie dieser ist die Bilanz einfach schwarz. Oder soll man darüber diskutieren, ob das Ausmass an Entgleisung in den Niederungen des gemeinen Verbrechens oder beim grossen Management der Welt, das auch seine Monster züchtet, das Fazit mehr verdüstert?

Wenn da noch etwas hilft, dann vielleicht die Einsicht, dass es so ist, wie es ist. Das Einsehen in die «Erbärmlichkeit» der menschlichen Belange, weithin und auch bei sich selbst – das hiess früher vielleicht einmal beten –, macht bescheiden, öffnet den Blick für das Wesentliche und entlarvt die Schönfärberei einer Welt, in der Erfolgreiche und Versager, Verrückte und Normale säuberlich getrennt scheinen. Die menschliche Gesellschaft ist immer noch eine Utopie. Aber es gibt nur sie – oder das Chaos. lhbuettiker@dienordostschweiz.ch



Das dynamische Sprachspiel hat Tücken

Hey sorry, weiss nöd, gib der no äs Phone.» Solche Versprechungen sind keine Versprecher. Man hört sie oft und unfreiwillig mit. Wenn Sie denken, dass ich jetzt über Anglizismen wettete, sind Sie auf dem Holzweg, auf dem «Wood-Weg». Diese gemischt-sprachigen Gesprächssetzen nimmt man nicht wörtlich, das ist klar. Der Empfänger wird kein Telefon erhalten, höchstens einen Anruf. Solche Dialoge sind ein üblich gewordener Sprachen- und Grammatiksalat, der offensichtlich von den Gesprächspartnern verstanden wird. Und das ist das Ziel der Kommunikation: Verstehen, was der andere meint. Das erfordert manchmal etwas Fantasie und Flexibilität. Doch auch rein Schweizerdeutsch-Sprechende sind nicht gefeit davor, völlig unlogische Satzteile als Teil einer Konversation anzunehmen. Oder wie soll man reagieren, wenn das Vis-à-vis fragt: «Wie häsch?» Sie fragen wohl nicht zurück mit «Wie, was haben?»

Die Sprache ist dynamisch und sie entwickelt sich stetig weiter, gelegent-

lich in eine Richtung, die uns nicht gefällt. So schleichen sich fremde Worte ein, neue, manchmal falsch verwendete Begriffe und es entstehen kreative Wortschöpfungen. Wir haben uns längst daran gewöhnt, dass etwas «cool» ist, auch wenn eigentlich heiss damit gemeint wäre. Und «sorry» hat sich durchgesetzt, obwohl es meistens im verkehrten Moment gebraucht wird. Man entschuldigt sich mit «sorry» für etwas, das bereits geschehen ist; es ist nicht als mit einer Bitte verbundenes Entschuldigen gemeint. Hierfür wäre «excuse me» richtig. Doch die Botschaft, «the message» kommt rüber: Wenn einer sagt: «Sorry, kann ich hier mal durch?» treten die Leute brav zur Seite. Sprachpuritaner schütteln darob den Kopf, sie möchten lieber alle Anglizismen aus der deutschen Sprache verbannen. Doch ab und zu sind halt die eingewanderten

Wörter die passenderen. Der Computer heisst eben so, weil er einer ist, ihn einen Rechner nennen, käme steif und trocken daher. Oder hätten wir es wie die Franzosen machen sollen, die ihn immer noch stur als «l'ordinateur» bezeichnen?

Sprachlehrkräfte hingegen geraten ins Schwitzen, wenn sie ihren Schülerinnen und Schülern beibringen, dass sich «stative verbs» – wie beispielsweise das Verb «love» – nicht in die «ing-Form» setzen las-

sen, währenddem riesige Plakate von McDonald's für die neueste Version von Frikadellen zwischen zwei Brotscheiben mit «I'm loving it» werben. So ist der Tag nicht fern, an dem sich Verliebte gestehen werden: «I am loving you.» Ist nun der Inhalt wichtiger als die korrekte Verwendung des Wortes?

Das Sprachenspiel und ein bisschen Englisch schaden unserer Kommunikationsfähigkeit nicht. Ideal wäre es, wenn die importierten Wörter dort gebraucht würden, wo es Sinn macht. Statt den Winterthurer Bahnhof «Railcity» (Zugstadt?) zu nennen, dürfte dafür der Bahnhof des Zürcher Flughafens ein «Airport»-Schild bekommen. Der ist nämlich – entgegen jeglicher Vernunft – nur mit dem deutschen Wort «Zürich Flughafen» beschildert. Wer schon verunsicherte Flugreisende im Zug beobachtet hat, die nach «Zürich Airport» Ausschau halten, hätte vielleicht für die aus der grossen, weiten Welt eingereisten Wörter mehr Verständnis.

TRIBÜNE

ELISABETH MOSER
ÜBER EINGEREISTE
WÖRTER

Inhaberin einer Schreibwerkstatt,
wohnt in Winterthur



LOMO

VON JOHANNES BINOTTO



Das Leben ist ein einziges Risiko

«No risk, no fun», so lautete einst ein Werbeslogan. Heute könnte man damit nicht einmal mehr Glückskekse verkaufen, ist doch nichts so sehr in Verruf geraten wie das Risiko. Die Versicherungen machen schon seit Jahren Kasse, indem sie uns gegen alle Eventualität absichern, und neuerdings ist auch im letzten Reservat der Risikofreude, in der Finanzwirtschaft, das Risiko nicht mehr gefragt. Die Packungsbeilagen unserer Medikamente werden allmählich zu regelrechten Taschenbüchern, in denen jedes noch so kleine Risiko einer Fehlreaktion ausgeräumt wird. Aber auch bei ganz banalen Konsumgütern möchten wir, dass man ihnen all das entzieht, was irgendwie riskant sein könnte: Wir wollen Fisch ohne Gräten, Fleisch ohne Fett, Kaffee ohne Koffein, Cola ohne Zucker, Milch ohne Lactose, Bier ohne Alkohol und unterdessen gibt es sogar schon Zigaretten ohne Rauch zu kaufen.

Wir wollen zwar mit dem Handy telefonieren, aber auf keinen Fall eine Antenne vor dem Haus. Wir wollen Joggen, aber keine Bandscheibenbelastung. Wir wollen auf die Malediven fliegen, aber keinen Fluglärm hören. Wir wollen Abenteuer erleben, aber es darf keine Unfälle geben. Wir wollen sexy sein, aber es dürfen sich nicht die Falschen angesprochen fühlen. Wir wollen uns selbstverwirklichen, dabei aber nicht alleine sein. Wir wollen Steuern hinterziehen, aber keine Finanzkrise. Wir wollen den Fünfer und das Weggli – aber das Weggli bitte ohne Gluten.

Doch vergessen wir dabei, dass selbst bei bestem Rundumschutz und teuerster Totalvorsorge ein Restrisiko bleibt: das Leben selbst. «Lebensversicherung» – das ist ein Widerspruch in sich. Denn wer eine wirklich sichere Existenz führen will, der sollte erst gar nicht zu existieren anfangen. Beim Leben besteht nämlich immer das Risiko, irgendwann zu sterben. Das Risiko ist sogar verdammt hoch: 100 Prozent.